

Tagungsbericht Regionalforum Potsdam
19. November 2020, Waschhaus Potsdam, nur im Livestream
in Deutscher Gebärdensprache

*Beim Regionalforum Potsdam, dem auf Grund der coronabedingten Infektionslage das Publikum ausschließlich online folgen konnte, befassten sich die Gäste insbesondere mit jüdischem Leben in Potsdam und Brandenburg. **Katharina Schmidt-Hirschfelder**, Journalistin der Jüdischen Allgemeinen, moderierte die drei Podiumsgespräche. **Angelina Sequeira Gerardo** und **Anne-Suse Gürtler** begleiteten die Veranstaltung als Gebärdensprachdolmetscherinnen.*

Mathias Paselk, Geschäftsführer des Waschhauses Potsdam, begrüßte alle Teilnehmenden zu einem offenen gesellschaftlichen und kulturellen Austausch, äußerte jedoch zugleich seine Bedenken, dass angesichts der aktuellen Relevanz der antisemitischen Gefährdungslage, Judenfeindschaft zu einer „deutschen Selbstverständlichkeit“ geworden zu sein schien.

Das **erste Podiumsgespräch** stand unter der provokanten Frage „**Eine neue jüdische Renaissance? Jüdische Gegenwart zwischen Erinnern und Zukunft**“. Zu Gast waren **Sigalit Feig**, Tänzerin, Schauspielerin und Sängerin an der Komischen Oper Berlin und **Sharon Kotkovsky**, Theaterregisseurin und Schauspielerin. **Prof. Dr. Julius H. Schoeps**, Historiker, Politikwissenschaftler, Gründungsdirektor des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam und Vorstandsvorsitzender der Moses Mendelssohn Stiftung, wurde außerdem digital als Gast zugeschaltet.

Schoeps schilderte, dass nicht direkt von einer Renaissance des deutschen Judentums gesprochen werden könne. Ein deutsches Judentum wie vor 1933, gäbe es nicht mehr. Vielmehr existiere durch die Zuwanderung vor allem aus den ehemaligen Sowjetstaaten ein dynamisches Judentum in Deutschland. *Feig* berichtete, dass sie in ihrer ersten Begegnung mit einer jüdischen Gemeinde in Deutschland, in den 80-er Jahren, sofort auf die kulturellen Unterschiede mit ihrem Geburtsland Israel aufmerksam geworden sei. Jüdische Gemeinden erlebte sie in Deutschland stärker religiös geprägt, als sie es aus Israel oder von ihrer Familie her kannte.

Feig berichtete davon, dass bei einem Auftritt auf der Straße, zum Gedenktag der Reichspogromnacht, ihre Wahrnehmung als Jüdin positiv vom Publikum entgegengenommen worden sei. Musik und Kultur betrachte *Feig* als hilfreiches Kommunikationsmittel. *Kotkovsky* hingegen erzählte von einer Situation, in der sie offen antisemitisch beleidigt wurde, nachdem Sie mit ihrem Kind hebräisch gesprochen hätte. Auf Grund solcher Ereignisse und noch mehr seit dem Anschlag von Halle, hätten ihre Eltern um sie und ihren Sohn auch Angst.

Schoeps sprach von einer „kollektiven Bewusstseinskrankheit“, wenn es um Judentum und Antisemitismus in Deutschland ginge, da der Fokus nach wie vor auf der „Opferrolle“ in Verbindung mit der Schoah liege. Weitere Vermittlungs- und Lehrangebote an Bildungsinstitutionen seien dringend nötig. Dementsprechend wünschten sich die Gäste der ersten Gesprächsrunde mehr offenen Kulturaustausch, bei dem nicht immer nur über den Antisemitismus zu sprechen sei, sondern auch über die vielen vorhandenen Gemeinsamkeiten.

An die erste Podiumsrunde schloss ein **Gesangsbeitrag** von **Sigalit Feig** mit den Liedern „Layla Layla“ und „Bei mir Bistu Shein“, begleitet von **Tobias Tinker** am Klavier. Dieser Beitrag wurde aus Infektionsschutzgründen am Vortag aufgezeichnet und in den Livestream eingespielt.

In der **zweiten Podiumsrunde** widmeten sich **Tirzah Maor**, Freiwillige bei Meet a Jew, Zentralrat der Juden in Deutschland, **Monty Ott**, Vorsitzender von Keshet Deutschland e.V., **Nachumi Rosenblatt**, Leiter des Kinder-, Jugend und Familienreferats der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V. und **Marat Schlafstein**, Leiter des Referats Jugend und Gemeinden, Zentralrat der Juden in Deutschland mit dem Thema **„Jung, jüdisch, vielfältig: Zuhause in Deutschland“** einer jungen Perspektive der Gegenwart.

Schlafstein verwies darauf, dass eine neue Generation ein neues Selbstverständnis mit sich bringe, dass sich stark über Bezugspunkte in der Gegenwart definiere. Er erwähnte den Gesangswettbewerb „Jewrovision“ als ein Beispiel und eine Gelegenheit, die eigene jüdische Identität zu feiern. *Ott* meinte, dass diese Art von lebendiger Vielfalt wichtig sei, auch um sich an mehr Teilhabe erfreuen zu können. *Maor* berichtete, dass sie sich trotz einem traditionellen Lebensstil nicht in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe eingeschränkt fühle.

Ott wies darauf hin, dass es ein wichtiger jüdischer Wert sei, die Gesellschaft mitzugestalten, um die Welt ein kleines Stückchen besser zu machen. Die Gründung von Initiativen wie das Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerk oder die Union Progressiver Juden sei in dieser Hinsicht Teil einer positiven Entwicklung.

Schlafstein schilderte, dass auch „Meet a Jew“, das Jugenddialogprojekt des Zentralrats, durch Austausch verbindende Gemeinsamkeiten zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Jugendlichen beleuchten wolle. Zusammen mit Wissensvermittlung, spiele bei „Meet a Jew“ vor allem auch die Entwicklung der eigenen Identität eine große Rolle, so *Schlafstein*. Auf diese Art und Weise solle auch Sensibilität für die Individualität des Judentums, wie sie sich bei allen Jüd*innen widerspiegele, vermittelt werden.

Die Besonderheit transgenerationelle Identitätsbildung schilderte *Rosenblatt* anhand des gespaltenen Verhältnisses seiner Großeltern zu Deutschland, die nach 1933 emigrieren mussten. Während auf väterlicher Seite der Bezug als Vergangenheit abgeschrieben werden sollte, bestanden auf mütterlicher Seite dagegen noch immer eine starke Verbindung zur Sprache und der Literatur. Umgekehrt wünsche er sich für die Zukunft, dass Jüd*innen in Deutschland als eine Selbstverständlichkeit wahrgenommen würden und dass die Erkenntnis, mit Jüd*innen zu sprechen, keines weiteren Kommentars vonseiten der Gesprächspartner*innen bedürfe.

Die Gäste der **abschließenden Gesprächsrunde**, **Marina Chernivsky**, Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment/Beratungsstelle OFEK e.V., **Dr. Felix Klein**, Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, **Diana Sandler**, Beauftragte gegen Antisemitismus und Beauftragte für den Dialog mit den Religionsgemeinschaften im Land Brandenburg von Seiten Landesverband der Jüdischen Gemeinden Land Brandenburg und **Peter Schüler**, Leiter der Fachstelle Antisemitismus am

Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam, widmeten sich dem Austausch über **Initiativen zur Stärkung jüdischen Lebens und der Bekämpfung von Antisemitismus**.

Chernivsky zufolge sei Antisemitismus bereits zu weit in das alltägliche Leben eingedrungen, als dass es realistisch sei, Antisemitismus durch Bildung allein komplett zu beseitigen. *Klein* sieht negative Tendenzen darin, dass beispielsweise die Musiker Kollegah und Farid Bang mit antisemitisch geprägten Textzeilen bei der Echoverleihung 2018 einen Preis gewannen. Er erklärte, dass der Staat nicht alleine diesen negativen Tendenzen entgegentreten könne, sondern dass auch die Gesellschaft Zivilcourage zeigen müsse, um etwas zu bewirken. Daher müsse die Zusammenarbeit zwischen Staat und Gesellschaft weiterhin verbessert werden, so *Klein*. *Chernivsky* empfahl, ein neues Narrativ aufzubauen. Es solle nicht länger die Vorstellung von Jüd*innen als passive Opfer der Schoah herrschen, sondern ein aktives Narrativ geschaffen werden, das der Vielfalt jüdischen Lebens Rechnung trage.

Schüler äußerte, dass den jüdischen Gemeinden in Brandenburg derzeit nicht genügend finanzielle Mittel zur Verfügung stünden. Beispielsweise könnten die jüdischen Gemeinden deshalb keinen Rabbiner fest einstellen. Hier sah er Verbesserungspotenzial und sagte, dass die Voraussetzungen für die selbst erwünschte Ausübung jüdischen Lebens erst auch für das interne Gemeindeleben geschaffen werden müsse, bevor es dann für Jüd*innen möglich sei, die Vielfalt jüdischen Lebens auch nach außen hin frei auszuleben. Ebenso vermisse *Sandler* Kooperationen mit einer aktiveren Rolle für Jüd*innen zwischen den jüdischen Gemeinden in Brandenburg und anderen Institutionen. Trotz der vielen Initiativen könnten Jüd*innen ihre Qualifikationen nicht vollständig einbringen. Interkulturelle und interreligiöse Zusammenarbeit hingegen bezeichnete *Sandler* als erfolgreich.